

Die 4. römische Bischofssynode

Autor(en): **Gyssling, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **57 (1974)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-412208>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

würgen? War nicht das gewaltige chinesische Reich, vom Bandenkrieg zerrüttet, ein fast wehrloses Opfer für den japanischen Angriff? Hatten nicht alle noch unter den Nachwehen der Weltwirtschaftskrise mit ihrer Arbeitslosigkeit, ihrem Massenelend zu leiden? Lag nicht auf allen Freiheitsliebenden der Druck der Terrorherrschaften in Deutschland, Polen, Oesterreich, Ungarn, dem Balkan und Italien? «Den Menschen ein Wohlgefallen» — es tönte wie Hohn.

Und der Herr Pfarrer predigte: Auch für sie, die vom rechten Wege abgerrt seien, sei der Heiland geboren worden, auch für sie sei er am Kreuze gestorben. Alle Menschen seien Sünder vor Gott, aber sie hätten sich auch gegenüber der Gesellschaft vergangen. Sie sollten bereuen und ihre Untaten gestehen, dann werde Christus ihnen helfen und so weiter und so fort. Endlich folgte noch das «Unser Vater», und nach dem Amen hatte es der Herr Pfarrer geschafft. Der Auftrag seiner Meister war erfüllt, ein Echo aus der Zuhörerschaft hatte er nicht abzuwarten, es genügt, eine Predigt zu halten, gleichgültig ob sie Anklang finde oder nicht.

Die Gefangenen bewegten sich, die Füße taten weh vom langen Stehen, sie atmeten auf, bald war es überstanden, von Christus waren sie erlöst.

Der Verwalter hatte mit höflichem Dank dem Herrn Pfarrer die Hand geschüttelt und wandte sich nun an die Häftlinge. Er wollte es dem Geistlichen nachtun, Wohlwollen strahlte aus seinem feisten Gesicht, als er begann: «Myni liebe —»

Nein, «Fründe» konnte er nicht sagen. Der Herr Pfarrer hatte es leicht, der verschwand nach dem Festessen auf der Verwaltung und tauchte wahrscheinlich erst an Ostern wieder auf; aber er, der Verwalter, er hatte täglich mit den vor ihm Stehenden zu tun, er kannte ihre Fälle, ihre Widerborstigkeit, ihre Listen und Tücken, nein, er konnte nicht «Fründe» sagen. Aber er hatte bei «liebe» den Ton nicht sinken lassen, und so blieb das Wort irgendwie in der Luft hängen und die Häftlinge lauschten ihm nach, ohne weiter auf den Verwalter zu achten.

Es war auch nicht wichtig. Sie wurden von den Wärtern in die Zellen zurückgeführt. Dort lagen die Päcklein, die von der Post gebracht oder von

Angehörigen abgegeben worden waren. Die Verwaltung hatte ein Tannenzweiglein mit einer Kerze gestiftet, die zündete der Wärter an — ein Häftling darf keine Streichhölzer haben. Dann schlug die Türe zu, der Schlüssel raselte im Schloss, die Schritte des Beamten verklangen im Gang. Die Häftlinge waren allein mit ihren Kümmer-

nissen und Sorgen, jeder für sich in seiner Zelle.

Etwa anderthalb Jahre später stand in der Zeitung, der Verwalter des Bezirksgefängnisses Zürich sei wegen Unterschlagungen im Amt verhaftet worden.

Ob er wohl nun seinen Mitgefangenen «Fründe» sagen würde? H. Z.

Die 4. römische Bischofssynode

Nach ungefähr vierwöchiger Dauer ist die 4. römische Bischofssynode, an der 206 Kardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe teilgenommen haben, zu Ende gegangen. Ihr Generalthema war die Evangelisation seitens der katholischen Kirche in heutiger Zeit, und darüber ist gar viel geredet worden. Rein quantitativ war die Synode recht ergiebig. 88 Bischöfe ergriffen das Wort und 20 weitere reichten ihre Voten schriftlich ein. Sowohl die Vollversammlung wie die im Verlauf der Synode gebildeten kleinen Arbeitsgruppen hatten also vollauf zu tun. Besonders eifrig nahmen die Bischöfe aus der «Dritten Welt», aus Afrika, Asien und Lateinamerika an den Debatten teil, und sie waren es auch, die nicht nur über die Situation in ihren Diözesen genaue und anschauliche Berichte lieferten, sondern auch ihre übrigens weitgehend übereinstimmenden Anliegen am deutlichsten zum Ausdruck brachten.

Um die Synode herum gab es nichts Besonderes, keine Proteste, keine Gegensynode sogenannter progressiver Priester, nur eine Pressekonferenz des Exabts Franzoni, der sich mit einigen Waldensern zusammengetan hat und die recht allgemeine These vertrat, das Christentum müsse in einer den historischen Gegebenheiten angepassten Form verkündet und realisiert werden. Darunter lässt sich mancherlei verstehen!

Die Kritik an dem heutigen Bild der Kirche beschränkte sich übrigens nicht auf die Synodalen aus der Dritten Welt. Der Bischof Weber von Graz charakterisierte die Abkehr der Jugend von der Kirche, in der die jungen Menschen nur mehr eine Institution sehen, und der Erzbischof von Kingston, der Jesuit Carter, legte anhand praktischer Beispiele dar, wie das geltende Kirchenrecht zu einem

Hindernis für die Evangelisation geworden ist.

Bemerkenswert ist, dass sich unter den 88 Rednern nicht weniger als 27 Afrikaner befanden, von denen einige eine Spezialsynode über die Probleme des Christentums in Afrika verlangten, nicht ohne dabei auf einen fünf Jahre alten Ausspruch von Papst Paul VI. hinzuweisen: «Afrikaner, ihr könnt, ihr müsst ein afrikanisches Christentum haben!»

Ueberaus kennzeichnend ist auch, dass sich die Repräsentanten der römischen Kurie in völliges Schweigen hüllten, als sie aufgefordert wurden, ihren Standpunkt bezüglich der Aufgaben und Chancen der Kirche in den verschiedenen Erdteilen darzulegen. Die Situation der Kirche ist ja dort recht verschieden. In Afrika stehen ihr, abgesehen von Nord- und Teilen Ostafrikas, in denen der Islam dominiert, nur relativ einfache Naturreligionen gegenüber, in Asien dagegen hat sie als Konkurrenten alt eingesessene Hochreligionen, den Islam, den Buddhismus und den Hinduismus. In Europa endlich sieht sie sich von einer steigenden Säkularisationswelle bedroht. Da war es verständlicherweise für die Synode schwer, selbst bei Ausschaltung tiefer greifender theologischer Probleme eine gemeinsame Basis zu finden. So wurde dann auch eine von einer dafür eingesetzten kleinen Arbeitsgruppe formulierte Schlussresolution zum grössten Teil mehrheitlich abgelehnt.

Nur ihr letztes Kapitel, das die Evangelisationsarbeit eng an die «integrale Befreiung des Menschen von jedweder Art der Verfremdung und Unterdrückung bereits während seines irdischen Daseins» bindet, fand allgemeine Annahme. Wie weit der Mensch seiner Natur entfremdet und in seiner freien geistigen Entwick-

lung, die doch wohl auch zur «integralen Befreiung» gehört, unterdrückt wird, indem man ihn als noch nicht denkfähiges Baby tauft und damit in eine Kirchengemeinschaft einordnet, ihn dann als Kind und Jugendlichen mit bestimmten religiösen Vorstellungen, die Angstvorstellungen auslösen können, aufzieht, davon war freilich auf dieser Bischofssynode keine Rede.

Sie endete übrigens mit einer kleinen Sensation. Papst Paul VI., der fast allen Verhandlungen des Plenums persönlich beigewohnt hatte, entliess die Bischöfe mit einer Schlussansprache, welche auf viele der Synodalen wie eine kalte Dusche wirkte. Bei den früheren Bischofssynoden hatte sich der Papst eines direkten Tadels der synodalen Debatten enthalten, diesmal sprach er ihn mit unmissverständlicher Deutlichkeit aus. Zum Generalthema der Synode bemerkte der Papst, dass bei der Erörterung der zentralen Rolle des Papstes und der Notwendigkeit der lehrmässigen Einheit die rechten Proportionen nicht gewahrt worden seien. Sehr bezeichnend auch seine Aeusserung, dass sich die Aufgabe der Seelenrettung nicht durch Stellungnahme für den sozialen Fortschritt ersetzen lasse. Aus den einzelnen kleinen Arbeitsgruppen sei manches in die allgemeinen Debatten gedrungen, was «besser definiert, präzisiert, vervollständigt und weiterer Prüfung unterzogen werden müsse». Auf die wiederholt in der Synode erhobene Forderung nach verstärkten Rechten der Laien, vor allem der Frauen in der Kirche ging der Papst in keiner Weise ein. Der Papst war also mit der Synode in vielen Punkten unzufrieden, wie umgekehrt die Mehrheit der Synodalen natürlich über die abschliessend verabreichte päpstliche Abreibung auch alles eher als glücklich war.

Dass die katholische Kirche ohne ein betontes Bekenntnis zum sozialen Fortschritt und ohne eine der Verantwortung der Bischöfe unterliegende Anpassung an die soziokulturelle Situation in den einzelnen Ländern keine besonderen Evangelisationschancen habe, ist ja heute eine innerhalb der Kirche weitverbreitete Einsicht. Nicht umsonst sind die Forderungen der Bischöfe aus der Dritten Welt nach einer vermehrten Eigenver-

antwortlichkeit auch von vielen europäischen und amerikanischen Bischöfen unterstützt worden. Nur der Papst und die Kurie wollen davon nichts wissen. Sie halten mit einer jede Demokratisierung der Kirche verhandelnden Zähigkeit an dem absoluten Primat Roms, an der Lehre, der kirchlichen Praxis und der Organisation fest. Der Konflikt zwischen den fortschrittlichen und den konservativen Kräften innerhalb der katholischen Kirche, der begonnen hat mit dem Konflikt zwischen Laien und jungen Pfarrern einerseits und den höheren kirchlichen Autoritäten andererseits,

ist durch diese römische Bischofssynode auf höchste Ebene gehoben worden. Die Mehrheit des Weltepiskopats und der Papst sind sich über den Weg, den die Kirche einschlagen soll, nicht mehr einig. Der Zersetzungsprozess in der katholischen Kirche schreitet damit fort. Wir Freidenker haben natürlich nichts dagegen. Aus ihm Nutzen für die geistige und soziale Entwicklung der Menschheit zu ziehen, ist allerdings eine Aufgabe, die sich nicht von selber löst, sondern unsern dauernden, unermüdelichen Einsatz erfordert.

Walter Gyssling

Die gebenedeiteste unter den Weibern

Als der unfehlbare Papst der unfehlbaren Kirche 1950 das unfehlbare Dogma proklamierte, dass die heilige Jungfrau nicht gestorben, sondern in voller Gesundheit leiblich zum Himmel aufgefahren sei, wurde es zur Glaubenspflicht für jeden Angehörigen dieser Kirche, diesen Unsinn zu «glauben». Dagegen erschien die heilige Jungfrau dem Papst gleich dreimal, um sich mit himmlischer Höflichkeit bei ihm für diesen Dienst zu bedanken. Dem Fremdenverkehr in Smyrna hat das neue Dogma geschadet — denn dort pflegte man das Grab der heiligen Jungfrau zu zeigen; man konnte auch ihren Gürtel bewundern. Wie machte wohl der heilige Vater eine so erstaunliche Entdeckung? Wurde sie ihm wohl von der Maria selbst zugeflüstert? Warum denn nicht? Ist sie doch kurz vorher drei portugiesischen Kindern im Dorf Fatima erschienen! Der heutige riesige Zementplatz in Fatima, in dessen Mitte der Baum ausgespart ist, unter dem sie erschien, versammelt Hunderttausende von Andächtigen zu ihrem Gedächtnis.

Wie ist das Märchen von der heiligen Jungfrau Maria und der «unbefleckten» oder «makellosen» Empfängnis des Jesus entstanden? (Als ob eine natürliche Empfängnis «befleckt» wäre!)

Eine Quelle weist auf Indien, wo in der Buddha-Legende eine ganz ähnliche Geschichte erzählt wird. Die Geschichte kann also über Alexandria, wo es eine indische Kolonie gab, zum «Neuen Testament» beigetragen ha-

ben. Das vierte Evangelium mit seiner Dreieinigkeit ist ja wahrscheinlich in Alexandrien entstanden.

Aber auch ein ausgelassenes Komma kann zur Entstehung der Jungfrauengeburt beigetragen haben.

Im Anfang des Matthäusevangeliums, nach einer eingebildeten und ganz überflüssigen Ahnentafel Jesu, denn was soll die jüdische Ahnentafel, wenn doch der «Vater» der Heilige Geist war? — da steht also: «Abraham zeugte den Isaak . . . Jakob aber zeugte den Joseph, den Mann der Maria, von welcher gezeugt ward Jesus.» Das stimmt schon grammatikalisch nicht, denn die griechische Sprache braucht das Wort «zeugen» nicht von Frauen sondern von Männern.

Nun wurde aber 1893 eine alte Syrerbibel gefunden, die auch mit anderen syrischen und altlateinischen Handschriften übereinstimmt. Und in diesen Texten stand: «Jakob zeugte den Joseph, Joseph, dessen Verlobte die Jungfrau Maria war, zeugte den Jesus.»

Spätere Abschreiber haben dann den Text verbessert. Der wiederholte Name «Joseph» wurde fallengelassen, und so entstand der dem johanneischen Dogma besser angepasste Text: «Jakob zeugte den Joseph, dem verlobt war die Jungfrau Maria, die den Jesus zeugte.» Und ähnlich in einer anderen Handschrift: «Jakob zeugte den Joseph, den Mann der Maria, von welcher gezeugt ward Jesus.» Also eine klare Entwicklung auf ein Dogma des zweiten Jahrhunderts hin. Die älteren Christen und die ältesten